



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

††: Von der preußischen Grenze.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

nischen Mss. vergleichen zu können. Aber wegen meines Freundes und Begleiters S. Gay-Lussac habe ich Oestreichischen Boden vermieden. Bei dem Marattenkrieg, der jetzt ewig in Europa herrscht, sind die Wissenschaften kein Palladium mehr! Ein Aufenthalt bei meinem alten Freund Volta in Como hat uns einigermaßen entschädigt. Aber die Gotthardsstraße! Mit welchem Regengusse, Schnee und Hagel haben uns die Alpen empfangen! Wir haben von Lugano bis Lucern viel gelitten. Selbst ganz Schwaben lag mit Schnee bedeckt, Anfangs Oktober. Und dann nennt man das (wahrscheinlich Scherzweise!) die temperirte Zone! Wir gehen von hier über Heidelberg und Cassel, und da ich mich in Göttingen (falls es die Russen erlauben\*) nur wenige Tage aufhalte, so habe ich bald die Freude, in Berlin einzutreffen. Dort werde ich mich dann ganz mit meinen Amerikanischen Arbeiten beschäftigen. So eben ist das zweite Heft unserer Plantae aequinoct. erschienen. Von unsern 2 andern botanischen Werken mit illuminirten Kupfern im Geschmack der plantes de la Malmaison werden die ersten Hefte in 1 Monath fertig. Daß ich Ihnen nicht meine Reise antrug, daran sind bloß frühere Verbindungen mit Cotta schuld gewesen.

Ich schließe da wir morgen früh weg müssen und unsere Versuche über die magnetische Inklination noch nicht angefangen haben. Meine innigsten Empfehlungen an Ihre vortreffliche Familie, den theuren Herrn G. D. B. R. Kersten, Willdenow.

Ihr gehorsamster

M. Humboldt.

Ich bin so glücklich, seit Monathen Herrn v. Buch zu besitzen, der sich zweifelsohne zu dem ersten der jetzt lebenden Geognosten erhoben hat.

### Von der preussischen Grenze.

Mit den letzten Verhandlungen in den beiden Häusern des Landtags scheint in der preussischen Politik eine ernste und entscheidende Krisis eingetreten zu sein. Nach den Erklärungen des Ministers und der verschiedenen Parteien scheint uns ein Krieg Preußens gegen Frankreich, ein Krieg in der nächsten Zeit, ein Krieg auf Leben und Tod, nicht mehr zu vermeiden.

Wir haben gegen dies Ergebniß nach Kräften angekämpft; diese Opposition geben wir nun auf, weil es nach dem, was geschehn ist, für Preußen die unheilvollste Verblendung wäre, noch zurück oder nach rechts oder nach links die Blicke zu wenden; die einzige Aufgabe Preußens, auf die es alle Kräfte zu spannen hat, ist, den Krieg, den es nicht mehr vermeiden kann, zu einem günstigen Ausgang zu führen. Der Krieg ist aber in der That nicht mehr zu vermeiden.

Bisher war das Hauptargument der östreichischen Partei für den Krieg: Frankreich ist es mehr um die Rheingrenze als um Italien zu thun; bei dem jetzigen Krieg hat es lediglich die Absicht, Oestreich zu isoliren und zu schwächen, um im nächsten Feldzug, von Rußland unterstützt und von Oestreich ungehindert, mit allen Kräften sich auf Preußen zu werfen.

\*) Bezieht sich wol auf die Vertreibung der Franzosen aus Hannover, falls die, später bei Austerlitz geschlagenen, Russen siegreich sein würden.

Uns hat dies Argument nicht einleuchten wollen; ob mit Recht oder Unrecht, ist jetzt gleichviel, denn heute steht die Sache so: die preussische Regierung, mit Billigung aller Parteien im Hause, hat so unumwunden als es in diplomatischer Sprache nur irgend geschehn kann, erklärt, daß sie gegen Frankreich rüste; daß sie zwar vor der Hand noch nicht gewillt sei, den Krieg zu erklären, daß sie es aber bei einer günstigen Gelegenheit (bei welcher? wird natürlich nicht gesagt) thun wolle. Das ist mit dürrn Worten das Ergebnis der neulichen Verhandlung. Denn von einer gegenwärtigen Bedrohung der Bundesgrenze ist nicht die Rede, die Franzosen müßten sinnlos sein, jetzt daran zu denken; daß die Rüstungen Preußens in keinem Fall gegen Oestreich gerichtet sein können, ist so laut und allseitig ausgesprochen, daß man eine völlige Ehrlosigkeit der preussischen Staatsmänner annehmen müßte, wenn man daran zweifeln wollte; also können sie nur gegen Frankreich gerichtet sein; sie gehn aber bereits jetzt durch die Kriegsbereitschaft sämmtlicher Armeecorps über die Defensiv hinaus, und es sind noch viel weitergehende Maßregeln in Aussicht gestellt.

Sollte nun, trotz dieser Demonstration, die preussische Regierung so unentschlossen sein, dennoch den Krieg nicht zu unternehmen, so wird Kaiser Napoleon — dem jetzt, wie wir glauben, eine solche Diversion sehr unbequem wäre — jedes Mittel anwenden, sie darin zu bestärken; er würde, womöglich unter preussischer Vermittelung, sobald er irgend einen erheblichen militärischen Erfolg errungen, der dem Nationalgefühl schmeichelt, mit Oestreich Frieden schließen, um dann an Preußen Rache zu üben. Denn so wenig wir seine Staatsklugheit in Zweifel stellen, seine Motive sind doch immer sehr persönlicher Art. Die Drohungen vom 12. und 13. Mai werden Preußen nicht vergessen werden, darauf kann es mit Sicherheit rechnen. Der Kriegslärm in München und Wiesbaden war gleichgiltig; die preussische Rüstung macht den Krieg unvermeidlich, und es kommt jetzt nur darauf an, den Zeitpunkt so zu wählen, daß er zur Ehre und zum Heil Preußens und Deutschlands ausschlägt.

Wann man sich denkt, daß dieser Zeitpunkt eintreten soll, läßt sich aus den Verhandlungen nicht vernehmen; hoffentlich weiß man es. Daß man es noch nicht sagt, hat vielleicht in uns unbekanntem Beziehungen zu England und Rußland seinen Grund. Daß man den Entschluß der letzteren Macht für noch nicht so feststehend betrachtet, darauf scheint die Entlassung des Grafen Buol hinzudeuten, die möglicherweise eine Concession an Rußland ist, da man diesen Staatsmann als den Träger der österreichischen Politik im orientalischen Kriege betrachtete. Doch sind in absolutistischen Staaten die maßgebenden Entschlüsse so schwer zu berechnen, daß der Grund auch nach einer andern Seite liegen kann.

Wie dem auch sei: der Zeitpunkt kann vernünftigerweise von Preußen jetzt nur nach militärischen Chancen bestimmt werden. Der günstigste Zeitpunkt ist der, wo Oestreich noch an keinen Separatfrieden denken kann, und wo es noch Kräfte genug besitzt, uns wirksame Hilfe zu leisten. Da nun noch hinzukommt, daß jeder Monat in Waffen uns entseßliche Kosten macht, so ist es wol nicht voreilig, wenn wir annehmen, daß der Zeitpunkt sehr bald eintreten wird.

Hier ist nun unser Verhältniß zu Oestreich und zu Deutschland ins Auge zu fassen. Wir gehn von dem Grundsatz aus, daß bevor man einen Entschluß faßt,

die verschiedenen Motive allseitig und sorgfältig abgewogen werden müssen; daß aber, sobald der Entschluß feststeht, allen Rücksichten Schweigen zu gebieten ist, die demselben nicht entsprechen. Jeder Gegenstand hat verschiedene Gesichtspunkte, die einander ausschließen; zuletzt muß eine Wahl getroffen werden, und wer dann nicht im Stande ist, rücksichtslos den einen Gesichtspunkt festzuhalten, setzt sich dem Untergang aus. Die Kläglichkeit der preussischen Politik von 1790 bis 1812 lag einzig und allein darin, daß sie mit der Wahl nie fertig werden konnte, daß sie fortwährend nach allen Seiten sah und sich darum im Kreise drehte.

Bevor Preußen den Entschluß faßte, seine Position entschieden gegen Frankreich zu nehmen, war es zeitgemäß, an alles Böse zu erinnern, das Oestreich uns zugefügt, alle Gründe des Mißtrauens aufzuzählen, die seine traditionelle Politik hervorrufen muß. Jetzt darf davon keine Rede mehr sein; in nächster Frist sind voraussichtlich die Oestreicher unsere Waffengefährten, und zwischen unsere Beziehungen darf keine persönliche Bitterkeit treten. Schon früher betrachteten wir es als eine seltsame Taktik, alle möglichen Beleidigungen und Verdächtigungen gegen Oestreich auszusprechen, und damit zu schließen, daß man Oestreich zu Hilfe kommen müsse; jetzt, da wir die Brücke hinter uns abgebrochen haben, wäre ein solches Verfahren offenbarer Wahnsinn. — Warum die Denkschrift, womit das Ministerium seine Vorlagen an den Landtag begleitete, so scharf gegen das östreichische Ultimatum zu Felde zog, verstehen wir jetzt nicht mehr; vielleicht walteten dabei diplomatische Rücksichten ob. Die Zeit dieser Rücksichten scheint uns jetzt vorüber.

Es ist allseitig vom preussischen Landtag anerkannt, daß Preußen sich von den kleinen Staaten nicht zum Kriege drängen lassen dürfe; unsere Tories haben es sogar ein „Verbrechen“ genannt, wenn der Bundestag durch Stimmenmehrheit Preußen nöthigen würde. Wohl; und in dieser Beziehung mag die entschiedne Zurückweisung des einseitigen hannoverschen Vorgehens gerechtfertigt sein. — Aber damit ist es nicht genug. — Wenn wir auch glauben, daß Preußens Entschluß bereits feststand, bevor die süddeutsche Agitation begann, so macht sein Verfahren doch auf jeden, der nicht von vornherein günstig gestimmt ist, den entgegengesetzten Eindruck: es sieht wirklich so aus, als ob es sich treiben lasse. Bis zu dem Punkt, wo die Kriegsbereitschaft sämmtlicher Armeecorps erklärt wurde, war die Zurückhaltung politisch gerechtfertigt; es mußte uns daran liegen, den Krieg nicht in erster Linie am Rhein zu haben; jetzt aber muß Preußen die Führung der deutschen Bewegung übernehmen, wenn es seine Stellung in Deutschland erhalten und befestigen will. Das Gefühl ist jetzt ein ungeheurer Factor, und da Preußen doch mit dem allgemeinen Gefühl geht, so darf es ihm nicht folgen, sondern muß ihm vorangehn und es leiten.

Im Hause der Abgeordneten sind viele wohlmeinende, aber nicht charakteristische Worte lebhaft beklatscht; folgende Bemerkung des Abg. von Arnim, die uns doch sehr zur Sache zu gehören scheint, hat diesen Erfolg nicht gehabt: „Preußen müsse die bewaffnete Mediation als Vorkämpfer Deutschlands in die Hand nehmen. Dazu gehöre das Einverständnis Oestreichs, der gute Wille der übrigen Staaten und eignes energisches Vorgehn. Durch das letztere werde man bestimmt werden, Preußen die nothwendige Leitung zu übertragen. Oestreich werde damit einverstanden sein. Hoffentlich beziehe sich die neueste Mediation (Willisens) nach Wien

auf Verständigung in dieser Frage. Nur dann könne Preußens bewaffnete Mediation Erfolg haben, wenn es vollständig und ausschließlich Herr wäre seiner eignen und der gesammten deutschen Wehrkraft.“ Mit andern Worten (wenn wir den Redner recht verstanden haben): in dem gegen Frankreich zu erklärenden Bundeskrieg, der voraussichtlich bald ein Angriffskrieg wird, erhält Preußen den Oberbefehl über sämtliche Bundesstruppen, auch die österreichischen, falls solche, wie zu erwarten, an der Rheinarmee sich betheiligen. Nur auf diese Weise ist ein planmäßig geführter Feldzug denkbar, die Oestreicher können alsdann ihre ganze Kraft auf Italien werfen, und Paris wird das gemeinsame Ziel beider Armeen sein.

Freilich kann über das letzte Ziel des Krieges noch keine Rede sein; der Ausgang steht in Gottes Hand, und so gut wie in Paris, kann er in Berlin oder Wien, in Königsberg oder Debreczyn stattfinden. So viel ist aber klar, der Zweck des Krieges kann nur eine Garantie für den Frieden sein. Leistet etwa der Sturz des Kaiser Napoleon eine solche Garantie? — Nach den Ideen der Friedensheuler sollte man das freilich glauben, die wie die Heuler von 1848 durch Aufhängen aller Nothen die Ordnung, so jetzt durch „Zermalmung“ des großen Friedensförers die „Geschäfte“ auf immer gesichert zu haben glauben, und sich darum als Fanatiker gegen denselben geberden — als ob wir nie daran dächten, (z. B. in Schleswig) den Frieden zu stören. — Aber — der Herzog von Chartres dient in der piemontesischen Armee; der Graf von Chambord verläßt sein bisheriges Asyl, um nicht in den Verdacht zu gerathen, mit Oestreich zu gehen; und dann möge man die französische Nation nicht unterschätzen. Die Garantien eines dauernden Friedens sind vielmehr: 1) eine italienische Vormauer gegen Frankreich, wozu sich — trotz alledem! — ein vergrößertes Sardinien am besten qualificirt; die Piemontesen werden grade in diesem Krieg am besten einsehn, was es heißt, sich ausschließlich auf Frankreich zu stützen; 2) Deckung der deutschen Küsten durch eine Kriegsmarine; 3) Deckung der Rheingrenze durch eine straffere Militärverfassung; 4) Befriedigung der gerechten Ansprüche der deutschen Völker in allen einzelnen Staaten; und um dieser drei letzten Zwecke willen 5) Reform der deutschen Bundesverfassung in Bezug auf die Stellung der einzelnen Staaten und des Ganzen zum Ausland.

„Preußen hat sich heute zu weit ausgesprochen (prononcirt), um sich nicht für die Tuilerien aus einem unliebsamen Allirten, oder wie man es nennen will, zu einem entschiedenen Gegner zu stempeln, den man nach Gelegenheit büßen lassen muß. Preußen hat sich sein 1806 bereits selbst formulirt und aufs Kerbholz schneiden lassen, es wird also nicht 1805 verpassen, um sich jetzt einzulassen und 1860 abstrafen zu lassen. Es hat die Schlange am Busen; dies zu verkennen, wäre unmöglich.“ „Man kann (in Preußen) die Landwehr nicht mobilisiren für bloße Observationen und Schaustücke, es muß mit ihr sofort geschlagen werden und die Kriegsdauer eine möglichst kurze sein.“ „Von einer englischen Allianz verbot vermuthlich die Bescheidenheit in Berlin mit Ernst zu sprechen.“ So charakterisirt der \*† Correspondent Aus Thüringen in der Leipziger Zeitung — vollkommen richtig — die Situation. — Er war seit dem Oct. v. J. der entschiedene Gegner der neuen Regentschaft und ihrer muthmaßlichen Tendenzen, übrigens von allen der anständigste; man male sich den Ton der andern aus.

Die Reaction triumphirt; die Friedenskriegsheulerei hat auch einen großen Theil

der alten Demokratie in eine wüste Begeisterung für die „Verträge“ getrieben; man hofft eine Erneuerung der heiligen Allianz; man hofft, daß über dem Kriegslärm das parlamentarische Interesse vollständig einschlafen wird. Auch die Dänen werden sich diese Begeisterung für die „Verträge“ merken; Preußen hüte sich nur, in dieser Sache dereinst den Störenfried machen und für das jetzt wieder so sehr verachtete „Nationalitätsprincip“ eintreten zu wollen. — Indes rechnen wir fest auf den Prinzregenten, der bisher mit seinem geraden Verstande sehr scharf zu unterscheiden gewußt, was von der wandelbaren Vox Populi wirklich Vox Dei ist und was nicht.

† †

## Deutsches Wörterbuch

von Jacob und Wilhelm Grimm. Dritten Bandes erste Lieferung.

G. — Einöde. Leipzig, S. Hirzel. 1859.

Dem vorstehenden Anfange des dritten Bandes soll in den nächsten Wochen der Schluß des zweiten und die Fortsetzung des dritten folgen. So ist schnellere Fortsetzung in willkommene Aussicht gestellt; mit dieser Lieferung beginnt wieder die Thätigkeit Jacob Grimms. Leicht ist seine Feder in der knappen Behandlung, der Auswahl der Belegstellen und der gründlichen Darstellung der Wörterverwandtschaften zu erkennen. Das **G**, dessen dritter Theil in diesem ersten Heft abgemacht wird, ist für die deutsche Zunge sowol, als für den Lexikographen nicht der angenehmste Buchstabe des Alphabets. Jetzt der herrschende Vocal unserer Schriftsprache, übermächtig in Ableitungs- und Flexionsendungen, häufig auch im Inlaut der Wörter, war er in den ältesten Dialekten ein verhältnißmäßig seltener Laut, der im Gothischen noch die Natur eines Doppelvocals hatte und etwa wie das griechische *ai* nur in einzelnen Fällen verkürzt gebraucht wurde. Nach und nach ist sein unbestimmtes und mattes Wesen an die Stelle volltönender Klänge getreten, von denen sich eine große Fülle in den oberdeutschen Dialekten bis heute erhalten hat. Noch im sechzehnten Jahrhundert weiß ihn die neugebildete Schriftsprache oft zu entbehren, wo wir ihn nicht missen können; denn damals war die Sprache, während sie aus dem Volksmunde fixirt wurde, in einem energischen Proceß begriffen, Ableitungssilben, selbst Stämme zu verkürzen. Wenn sie dadurch zuweilen hart wurde, so vermied sie doch glücklicher als wir die Eintönigkeit und die langweilige Umkleidung der Stämme mit schwachen Anhängesilben. Es ist charakteristisch für das deutsche Wesen, daß die naturgemäße Abschweifung und Verkürzung der Wortkörper in denselben Jahrhunderten gestört wurde, in welchen das nationale Leben Bildungskraft und Energie einbüßte. Die weitschweifige, schleppende Redeweise der Theologen und Juristen im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert hat ebenso wie die Pedanterie der gelehrten Dichter dazu beigetragen, den indifferenten Vocallaut groß zu ziehen. Aber auch der schwierigste aller Vocale ist **G** geworden. Die Aussprache unterscheidet bei großer Verwirrung noch in vielen Fällen das ursprüngliche *i* und *a* durch Annäherung an den Ton derselben. Aus den Dialekten hat sich eine unangenehme breite, dem *ä* gleiche Aussprache übermäßig eingedrängt, und für Fremde ist das Abdämpfen des tonlosen und stummen *e* in den Bildungssilben eine fast unüberwindliche Schwierigkeit. Unter den merkwürdigen Wörtern dieses Heftes seien nur einige genannt: eben, Eber, Eke, edel, Egert (das Brachland), Ehe, Ehre, ei, Ei, Eiche, Eid, Eifer, eigen, Eile und das wichtige Wort: ein. Wieder gibt diese